

Miszellen Tagungen Veranstaltungen

Der Bergmann Albert Kelterbaum. Der „Zille des Ruhrgebiets“ aus Wanne-Eickel

In Wanne-Eickel wird der Künstler Albert Kelterbaum gewürdigt. Der Maler war Autodidakt, beschäftigte sich nur in seiner freien Zeit mit seinem über alles geliebten Hobby, dem Zeichnen. Er lebte nach dem Zweiten Weltkrieg in der Stadt im nördlichen Ruhrgebiet, die 1975 nach Herne eingemeindet wurde. In Wanne-Eickel, in seinem Stadtteil Röhlinghausen, hielt er alltägliche Szenen übertage fest und fertigte zudem weitere aus der Welt des Bergbaus an.

Kelterbaum entdeckte schon als Kind das Zeichnen für sich. 1904 in Duisburg-Hochfeld geboren, zog er mehrmals um, begann als Nietjunge bei einer Brückenbaufirma und übte in den folgenden Jahren verschiedene Berufe aus. In jeder Phase seines Lebens blieb er seiner großen Liebe, dem Zeichnen, treu. Über Jahrzehnte griff er Themen aus seinem Alltag auf und hielt sie zeichnerisch fest. In seinem umfangreichen Werk finden sich Motive aus den Siedlungen, Szenen beim Einkauf, auf der Kirmes oder von Ausflügen in die nähere Umgebung. Im Zweiten Weltkrieg wurde er zur Wehrmacht eingezogen und erlebte das Kriegsgeschehen in Südosteuropa. Auch aus dieser Zeit finden sich bildliche Darstellungen in seinem Nachlass. Nach der Kriegsgefangenschaft kehrte er nach Röhlinghausen zurück. Mit seiner Frau Maria lebte er in der Westfalenstraße 36 von 1947 bis zu seinem Lebensende 1972.

Kelterbaum fing 1947 als Bergmann auf der Zeche Königsgrube in Röhlinghausen an. Schon im Zweiten Weltkrieg hatte er 1941 als Hauer gearbeitet. Untertage beobachtete er während der Schicht den Alltag seiner Kumpel. Die ein-

zelnen Arbeitssituationen prägte er sich ein, da er keine Zeit und Gelegenheit zur Anfertigung von Skizzen vor Ort hatte. Über Tage hielt er nach Schichtende die gesammelten Eindrücke bildlich fest. Als Autodidakt bildete er sich selber fort, für eine Ausbildung zum Maler hatte nie das Geld gereicht. Mit seiner Familie lebte der Bergmann in Wanne-Eickel. Der Ort war durch den Bergbau gewachsen, als Industriestadt erst entstanden. Die Zechen mit ihren Fördergerüsten, die Kokereien und Schornsteine prägten das Stadtbild, ebenso wie die tausenden Bergleute. Kelterbaum war einer von ihnen, lebte in diesem durch die Schwerindustrie geprägten Kosmos.

Sein Arbeitgeber: Die Zeche Königsgrube

Kelterbaum beobachtete liebevoll das Leben seiner Kumpel in den Zechensiedlungen oder auf dem Weg zur Arbeit. Hier sah er die Existenzangst der Bergleute im Angesicht anstehender Entlassungen. Schon 1957 hielt er drei Bergarbeiter fest, die von ihrer Schicht auf der Zeche Königsgrube zurück entlang an einem Eisenbahngleis nach Hause streben. Der Titel seines Werks „Sie wollen entlassen“ spricht Bände. Die drei haben die existenzgefährdende Nachricht erhalten und wirken verloren vor ihrer Zeche. Eher langsam gehen sie, werfen sich vielsagende Blicke zu. Sie haben Angst um ihre Zukunft und die ihrer Familien. Zwei Faktoren für diese fatale Situation spielten sowohl für die Zeche Königsgrube selbst als auch für den Ruhrgebietsbergbau eine Rolle. Die Zeche wurde verkauft und gehörte seit 1954 zur Krupp AG, die auch die benachbarte Bochumer Zeche Hannover-Hannibal besaß. So gehörten nun die Belegschaften von Hannover, Hannibal und Königsgrube zum Krupp-Konzern. 1955 begann der Verbund zwischen Königsgrube und Hannover. Ein Jahr später ging von Königsgrube die Fettkohle untertage und die Gaskohle über Tage nach Hannover. Die Folge war, dass auf Königsgrube die eigene Aufbereitung 1956 stillgelegt wurde. Der Tagesbetrieb des Betriebsteils Königsgrube endete dann drei Jahre später. Die Förderung ging unter Tage zu Zeche Hannover, die 1961 dann komplett die Zeche Königsgrube übernahm. (Abb. 1)

Ende der 1950er Jahre begann der Niedergang des Steinkohlenbergbaus in Deutschland. Gründe dafür waren der Import von Kohlen aus Übersee und der Siegeszug des Energieträgers Erdöl. Die deutsche Kohle war in der Förderung zu teuer, da an vielen Orten weltweit Steinkohle oberirdisch abgebaut werden kann. Parallel zum Siegeszug der Importkohlen erhielt das Erdöl einen immer größeren Stellenwert in vielen Industriebranchen. War nach



Abb. 1: *Sie wollen entlassen, Mischtechnik, 1957.* (© Emschertal-Museum, Herne)

dem Zweiten Weltkrieg noch die Steinkohle unangefochten der wichtigste Energieträger, so kamen Ferngas, Erdöl, Kernenergie und dann auch erneuerbare Energien hinzu und machten der Kohle Konkurrenz. Zum ersten Mal traf es das Ruhrgebiet 1958. Schon Ende 1957 begann sich die Situation im deutschen Bergbau zu verschlechtern. Der Verkauf stockte und es stiegen die Haldenkapazitäten. Am 22. Februar 1958 mussten dann 16.000 Bergleute im Ruhrgebiet Feierschichten verfahren. In den nächsten Jahren blieb die Situation angespannt. Im Ruhrgebiet verloren bis in die Mitte der 1960er Jahre 170.000 Kumpel ihren Arbeitsplatz.

Kelterbaum zeichnete eine Reihe von Tagesanlagen des Bergbaus. Besonders die Fördergerüste waren für ihn beliebte Motive. Die Zeche Hannibal wählte er wohl deshalb aus, weil sie mit Hannover und Königsgrube zur Krupp AG gehörte. So hätte er sie auch „seine Zeche“ nennen können. Die Zeche Hannibal zeichnete sich durch seinen markanten Hammerkopfturm von 65 Metern Höhe aus, wo eine Turmfördermaschine untergebracht war. Aber auch diese wurden umstrukturiert. Aus betriebswirtschaftlichen Gründen fanden in den folgenden Jahren weitere Rationalisierungsmaßnahmen statt. 1967 wurde das Bergwerk Bochum gegründet, zu dem die Zechen Königsgrube, Hannover, Hannibal, Mont Cenis und Vereinigte Constantin der Große gehörten. Die gesamte Förderung übernahm Schacht Hannover 2. Die Umstrukturierungen gingen weiter. 1968 wurde die Ruhrkohle AG gegründet, der sich innerhalb eines Jahres 26

selbstständige Bergbauunternehmen anschlossen. Auch die Krupp-Zechen gehörten zu diesem Verbund. So sollten Strategien entwickelt werden, um die Kohlenkrise zu bewältigen. Doch es nutzte wenig. 1971 wurde beschlossen, innerhalb von zwei Jahren das Bergwerk Bochum stillzulegen. Schon Ende 1968 war der Betrieb auf Königsgrube eingestellt worden und damit begann der Ruhestand für den älteren Teil der Belegschaft, zu dem auch Kelterbaum gehörte. Die verbliebene Lebenszeit nutzte er nun und widmete sich ganz seiner großen Leidenschaft, dem Zeichnen und Malen. (Abb. 2)

Sein Arbeitsplatz: Die Welt unter Tage

Wie sich der Alltag über und unter Tage auf der Zeche Königsgrube darstellte, davon berichten die Grafiken Kelterbaums. Neben der Fotografie sind es die detailreichen Zeichnungen von Künstlern, die realistisch die einzelnen Phasen in einer Schicht wiedergeben können. Neben dem bekannten Essener Zeichner und Radierer Hermann Kätelhön war es Albert Kelterbaum, der in seinen zahlreichen Darstellungen die einzelnen Arbeitssituationen festhielt. Die Schicht eines Bergmanns beginnt mit der Markenkontrolle. Vor der Einfahrt in den Schacht passieren die Bergleute die Tafel mit den Marken aller Arbeiter. Ein jeder erhält eine individuelle Marke ausgehändigt, so dass er eindeutig identifizierbar ist. Beim Anfahren hängt der Bergmann die Metallmarke an eine Belegungstafel und nimmt diese am Schichtende wieder ab. So weiß die Zechenleitung, dass er wieder über Tage angekommen ist. Falls bei einer Schicht eine Marke fehlt, muss nach dem „Vermissten“ gesucht werden. (Abb. 3)

Kelterbaum zeichnete eine Gruppe von Bergleuten, die auf der Zeche Königsgrube mit dem Förderkorb auf die 8. Sohle hinab fahren. Hier ist die Hauptfördersohle auf einer Tiefe von 673 Metern. Unten angekommen trennen sich am Füllort die Wege. Der Füllort ist der Umschlagplatz von der untertägigen Kohleförderung aus der Strecke auf die senkrechte Hauptschachtförderung. Alle Bergleute haben ihre Pullen und Stullen für die Arbeitspausen dabei. Ihr Essen werden sie untertage einnehmen. Über ihren Köpfen verlaufen die Rohre für die Bewetterung. Über sie wird die Grube mit Frischluft versorgt. Zum reibungslosen Betrieb sind Ventilatoren notwendig. So kann die Geschwindigkeit der Luftzufuhr reguliert werden. Dank der Bewetterung wird genügend Sauerstoff zugeführt und zugleich für Abkühlung gesorgt. Ohne die kühle Luft würde eine unerträgliche Hitze untertage herrschen. Doch es herrschen immer noch hohe Temperaturen, so dass eini-



Abb. 2: Zeche Hannibal, Linoldruck, 1963. (© Emschertal-Museum, Herne)

Abb. 3: Markenkontrolle, Tuschezeichnung, 1969. (© Emschertal-Museum, Herne)



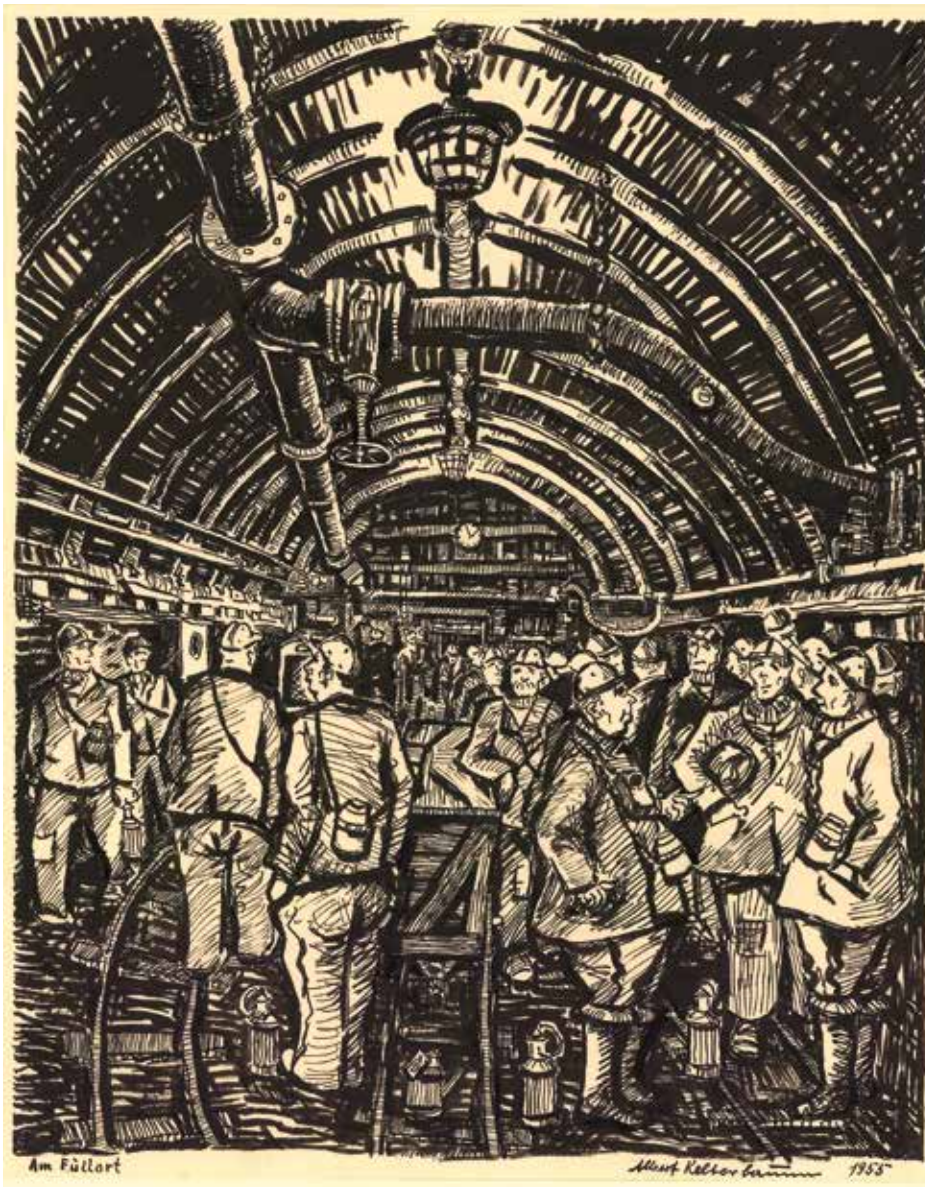


Abb. 4: Am Füllort, Federzeichnung, 1955. (© Emschertal-Museum, Herne)



Abb. 5: An der Blasmachine, Federzeichnung, 1964. (© Emschertal-Museum, Herne)



Abb. 6: Ortshauer, Linoldruck, 1959. (© Emschertal-Museum, Herne)

ge Bergleute ihre Jacken ausziehen und nur im Unterhemd arbeiten.

Hier, „vor Ort“, ist der Streckenvortrieb. Mit meist nur geringer Neigung werden diese Strecken entweder in den Lagerstätten oder im Nebengestein angelegt. Vor Ort, da wo die Kohle herausgebrochen wird, wird der pressluftbetriebene Abbauhammer eingesetzt. Ein Explosionsmotor, wie man ihn oberirdisch einsetzt, ist nicht möglich. Das Grubengas Methan könnte sich an der offenen Flamme entzünden und es käme zu einer Explosion. Deshalb greift der Bergmann auf Pressluft zum Antrieb der Motoren und Werkzeuge zurück. Die Arbeit ist nicht ganz ungefährlich, muss er doch mit einer Hand den Schlauch kontrollieren, will er verhindern, dass er mit seinem Hammer die eigene Leitung durchtrennt. Die jahrelange Arbeit mit einem solchen Hammer haben die Unterarme des Berg-

manns gestählt. Allerdings haben viele aufgrund der Erschütterungen durch Vibrationen Arthrose in den Gelenken bekommen. (Abb. 4-6)

Nach der Gewinnung der Kohle wird das Massenschüttgut abtransportiert. Lange war die Schuppe das wichtigste Arbeitsgerät des Bergmanns. Die große Schuppe dient zum „einpannen“ (schütten) der Kohle auf Förderbänder oder Kohlewagen. Deshalb wird auch von der „Pannschuppe“ gesprochen. Die Kohle wird von der Lagerstätte zum Hauptförderschacht transportiert. Über Förderbänder und den Berge-Kipper geht es zum Schacht. Der Übergang von einem Gummibandförderer zum anderen wird als „Übergabe“ der Kohle bezeichnet. Zwei Bergleute mit Schuppen säubern die Bandübergabe. Die Bänder werden nicht nur zur Kohle Beförderung, sondern auch zur Personenführung eingesetzt. (Abb. 7)

Abb. 7: Am Berge-Kipper, Federzeichnung, 1962. (© Emschertal-Museum, Herne)





Abb. 8: Schichtwechsel in der Kaue (Schwarzkaue), Tuschezeichnung, o.J. (© Emschertal-Museum, Herne)

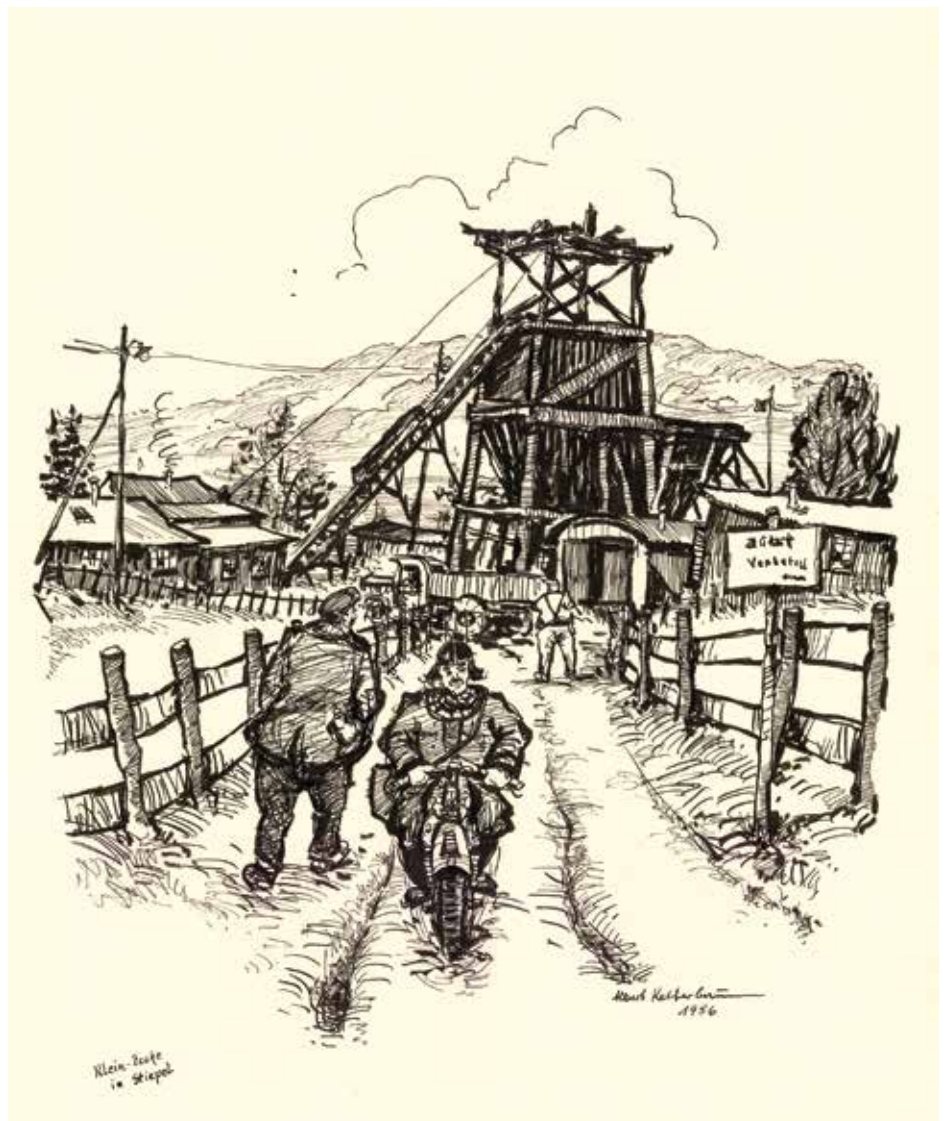


Abb. 9: Schichtwechsel, Tuschezeichnung (Weiskau), o.J. (© Emschertal-Museum, Herne)

Albert Kelterbaum litt unter einer Steinstaublunge. Er atmete unter Tage die Steinpartikel mit ein, die bei der Arbeit mit dem Abbauhämmer entstehen. Denn der Presslufthammer löst nicht nur die Kohle aus dem Streb, sondern zerkümmert auch vorhandene Gesteinsschichten. Bei der Arbeit entsteht Stein­staub, der sich in der Lunge festsetzt. Die kleinen scharfen Stein­splitter zerschneiden die Lungenbläschen, was irreparabel ist. Der Bergmann leidet an Silikose, die Staublunge. Besonders bei den Hauern im Streckenvortrieb trat diese Berufs­krankheit häufig auf. Albert Kelterbaum verstarb früh, 1972 mit 68 Jahren. Der bekannte Schrift­steller Josef Reding verfasste 1972 den Nachruf auf den verstorbenen Künstler. Er sprach vom „Ruhrgebiets-Zille“, einem Autodidakten, der sich dem Alltag, dem Gewöhnlichen, „eher dem Hinterhof als die Fassade“ widmete. Als „Zille des Ruhrgebiets“ hatte ihn schon 1961 eine Zeitschrift titulierte. Diese Form der

Nach Ende der Schicht ziehen sich die Bergleute in der Kaue um. Sie duschen und holen ihre saubere Kleidung, die an Ketten aufgehängt unter der Decke hängen, herab. Diese persönlichen Sachen sind an Kauenhaken befestigt. Damit kein Unbefugter die Kauenhaken herablassen kann, sind die Ketten jeweils mit einem Schloss gesichert. Die Darstellung macht offensichtlich, dass die Bergleute noch unterschiedliches Schuhwerk tragen. Die Vorschriften sind noch nicht so rigide, sodass die Wahl der Bergarbeiterschuhe noch nicht zwingend vorgeschrieben ist. Einige tragen halbhohle Stiefel, andere knöchelhohe. Aus Sicherheitsgründen führte im Laufe der 1970er und 1980er Jahren die RAG strengere Sicherheitsvorschriften ein, sodass alle Bergleute Sicherheitsschuhe mit integrierten Stahlkappen tragen mussten. (Abb. 8-9)

Abb. 10: Kleinzeche in Stiepel, Tuschezeichnung, 1956. (© Emschertal-Museum, Herne)



Die Welt über Tage

An den freien Tagen machte Kelterbaum Ausflüge ins Ruhrgebiet, ins Ruhrtal oder ins Sauerland. Seine Eindrücke hielt er mit nach Hause und zeichnete sie nach der Erinnerung. Groß war sein Interesse am Leben der Bergleute, nicht nur derjenigen von seiner Zeche. So unternahm er Wanderungen im südlichen Ruhrgebiet und fand auch hier Motive aus dem Bergbau. Ihm begegneten Bergleute, die sich nach Schichtende auf dem Weg nach Hause machten. In Bochum-Stiepel hielt er eine Kleinzeche im Bild fest. Vor dem aus Holzstämmen gefertigten Förderturm wird ein Lastwagen mit Kohlen beladen. Offensichtlich fehlte ein Eisenbahnanschluss für die Anlage. (Abb. 10)



Abb. 11: Selbstportrait, Linoldruck, 1960. © Emschertal-Museum, Herne

Adelung zeigt, welcher Stellenwert als Künstler dem Mann aus Wanne-Eickel zugesprochen wurde. (Abb. 11)

Ein großer Teil der Zeichnungen und Bilder kaufte 1972 die Stadt Wanne-Eickel an. Drei Jahre später wurde diese Sammlung im Rahmen der Zusammenlegung der Städte Wanne-Eickel und Herne in das Emschertal-Museum in Herne übernommen. Aus diesem Bestand entstanden jüngst zwei Ausstellungen. Die Westfälische Allgemeine Zeitung (WAZ) hielt am 4. Oktober 2018 fest: „Passend zum Ende des Bergbaus im Revier wird das Emschertal-Museum Herne ab November 2018 eine große Werksschau des etwas in Vergessenheit geratenen Künstlers präsentieren. Gleich an zwei Standorten: im Schloß Strünkede und im „Heimatmuseum Unser Fritz.“ Kommende Generationen werden die Qualität von Kelterbaums Grafiken sowohl wegen ihres künstlerischen Werts als auch ihres dokumentarischen Charakters schätzen. Neben der Welt des Bergbaus finden sich hier der Alltag und das „Milljöh“ der Menschen des Ruhrgebiets in der Nachkriegszeit wieder.

Die Sammlung Albert Kelterbaum befindet sich heute im Besitz des Emschertal-Museums Herne. Wir danken für die freundliche Abdruckgenehmigung. Die Grafiken wurden in einem aufwendig gestalteten Katalog publiziert, der im Stil der Gothic Novel gehalten ist:

Ralf Piorr (Hg.): Albert Kelterbaum. Westfalenstraße 36, Bergmann, adhoc Verlag, Herne 2019 (<https://www.adhoc-verlag.de/>).

Dr. Axel Heimsoth, Essen

Die Grubenkatastrophe von Anina (Rumänien) am 7. Juni 1920 und ihre Denkmäler

Die Anfänge des rumänischen Kohlebergbaus liegen im Banater Bergland in Anina (Kreis Caraș-Severin) im heutigen Stadtteil Steierdorf. Der Ort wurde 1773 durch die Ansiedlung von 34 Holzfällern und Köhlern aus der österreichischen Steiermark – daher der Name Steierdorf – und dem Salzkammergut gegründet, um den Bedarf der Hütten von Oravita (Orawitza) und Ciclova (Tschikowa) decken zu können. Den ersten Kohlefund machte der Holzfäller Nikolaus Hammer im Andreasgraben in der Nähe des späteren Kübeck-Schachtes im Jahre 1790, wobei er das Hauptflöz entdeckte. Schon zwei Jahre später nahm man die Kohleförderung auf, nachdem durch ein Reskript der Wiener Hofkammer für Münz- und Bergwesen vom 15. Mai die Verleihung der Grubenfelder an Privatiers erfolgt war und sich mehrere kleine Gewerkschaften in Steierdorf und Anina gebildet hatten. Bis zum Jahre 1844 wurden 83 Grubenfelder an Privatiers verliehen, das Ärar hatte sich im sogenannten Purcar-Gebiet in der Nähe der späteren Schächte „Kolowrat“ und „Friedrich“ ebenfalls acht Grubenfelder gesichert, die es im Jahre 1830 an die Banater Metallwerk-Gesellschaft verpachtete. Nach dem Bericht eines Gutachters übertraf die Qualität der Kohle aus Steierdorf die der englischen Kohle; man versorgte mit ihr die Dampfschiffahrt auf der Donau sowie die aufkommende Eisenbahn, verschiedene Hüttenwerke und die Maschinenindustrie im Banater Bergdistrikt.

Ende des Jahres 1854 verkaufte das Montanärar die staatlichen Kohlebergwerke von Steierdorf und Anina, das als Siedlung im Jahre 1860 angelegt wurde, an die „Privilegierte Österreichische Staatseisenbahngesellschaft“ (StEG), deren Aktien sich vorwiegend in Händen französischen Kapitals befanden. In den darauf folgenden Jahren wurden mehrere Schächte abgeteuft: der „Unterisch-Schacht“ (1868), der „Thinnfeld-Schacht Nr. II“ (1869), der „Hildegard-Schacht“ (1869), der „Friedrich-Schacht“ (1869), der „Kolonie-Schacht“ (ursprünglich „Franz-Schacht“, 1869), der „Ponor-Schacht“ (1874), der „Anina-Schacht“ (1874) sowie der „Rona-Schacht“, der „Hungaria-Schacht“ und schließlich der „Haupt-Schacht“ bzw. „Zentral-Schacht“.

Im „Hungaria-Schacht“ ereignete sich vor einhundert Jahren (1920) das mit 217 verunglückten Bergleuten folgenschwerste Grubenunfall Rumäniens und eines der schlimmsten Unglücke Europas, nur übertroffen von den Unglücken im sächsischen Plauenschen Grund (2. August 1869, Freiherrliche von Burgksche Steinkohlenwerke, mit bis zu 360 Toten), im

böhmischen Birkenberg-Přibram (am 31. Mai 1892 mit 319 Toten), im nordfranzösischen Courrières (am 19. März 1906 mit 1.099 Toten), im westfälischen Hamm-Bockum-Hövel (am 12. November 1908, Zeche Radbod, mit bis zu 360 Toten), in Alsdorf im Aachener Revier (am 21. Oktober 1930, Zeche Anna, mit bis zu 291 Toten), in Kamen (am 20. Februar 1946, Zeche Grimberg, mit bis zu 409 Toten) und in Völklingen-Luisenthal im Saarland (am 7. Februar 1962, Zeche Luisenthal, mit 299 Toten).

Der Steinkohlenbergbau von Anina-Steierdorf blieb auch im 19. Jahrhundert von kleineren und größeren Unglücken nicht verschont, die meist von Schlagwetterexplosionen durch offenes Geleucht ausgelöst wurden, auf das man aufgrund von Sparsamkeitsgründen nicht verzichtete. Die ersten eingesetzten Sicherheitslampen erwiesen sich ebenfalls als fehlerhaft und führten zu Schlagwetterexplosionen oder Kohlenstaubbränden, wie im Jahre 1834 im „Schwarzhuber-Stollen“ in Anina. Der schlimmste und lang andauerndste Grubenbrand fand in der „Breuner-Grube“ statt, die wegen einer Explosion im Jahre 1862 endgültig geschlossen werden musste.

Eine weitere heftige Kohlenstaubexplosion fand am 11. Dezember 1884 statt, weil im Südrevier (im „Kübeck“- und „Kolonie“-Schacht sowie im „Dulling-Stollen“) auch weiterhin offenes Geleucht in Gebrauch war. Dort entzündete sich aufgrund der Nachlässigkeit eines Förderjüngers, der sein offenes Geleucht auf der vierten Sohle des „Kolonie-Schachtes“ an den trockenen Verschluss einer Kohlensturzrolle gehängt hatte, ein Grubenbrand, und es entwickelten sich große Mengen von Brandgasen, die mit dem Wetterstrom in die Baue des „Kolonie“- und des „Kübeck-Schachtes“ eindrangen und 47 Bergleuten das Leben kosteten. Nach diesem Unglück ging man 1887 zum Einsatz geschlossener Sicherheitslampen mit Magnetverschluss, System Friemann & Wolf, über, außerdem wurden von jetzt an die Füllorte der Schächte mit stationär angebrachten Glühlampen versehen und zu Rettungszwecken tragbare Akku-Lampen in Reserve gehalten. Diesem Unglück sind von der 90 Mann starken Belegschaft nur 43 Bergleute entkommen, die verunglückten 47 Bergleute konnten erst nach vier Tagen am 15. Dezember geborgen werden – sie hinterließen 30 Witwen und 70 Waisen.

Wie die „Oesterreichische Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen“ (Nr. 8 vom 23. Februar 1895) berichtete, ereignete sich die in Ungarn bisher größte Grubenkatastrophe am 20. Oktober 1894 am 1. Lauf [auf der ersten Sohle] des „Ronna-Schachtes“ in Anina während der Nachtschicht vom 19. zum 20. Oktober 1894 frühmorgens und 03.30 Uhr unmittelbar vor dem Schichtwechsel. Der Bergmann Johann Medele brach-

te durch unvorsichtige Manipulation einen Dynamit-Sprengschuss zur Zündung, wobei die dabei entstandene Flamme höchstwahrscheinlich den am Arbeitsort befindlichen, aus alten Verhauen stammenden Kohlenstaub aufwirbelte, zündete und die folgende Explosion auslöste. 39 tote und 31 schwerverletzte Bergleute – von denen neun verstarben – waren zu beklagen. Sie hinterließen 96 Waisen, eine Familie hatte den Verlust von drei Söhnen zu verkraften. Die Bergung von 13 Toten musste aufgrund des Grubenbrandes eingestellt und ein Teil des Grubenfeldes abgedämmt und unter Wasser gesetzt werden. Der Verwaltungsrat der „Privilegierten Österreichischen Staatseisenbahngesellschaft“ entschädigte die Familien der Verunglückten – selbst wenn diese nicht der Bruderlade angehörten – durch Gewährung einer zehnjährigen Rente.

Im Jahre 1911 ereignete sich am Hauptschacht des Bergwerks Anina ein weiteres durch eine Schlagwetterexplosion verursachtes Grubenunglück mit zwölf toten und 23 schwerverletzten Bergleuten. Auch in den nachfolgenden Jahren kam es zu weiteren Arbeitsunfällen, die größtenteils durch unsachgemäßes Verhalten bei der Fahrung und der Förderung verursacht wurden. Während des Ersten Weltkrieges ereigneten sich mehrere Unfälle von russischen und italienischen Kriegsgefangenen unter Tage, die auf mangelhafte Unterweisung und fehlende Erfahrung zurückzuführen waren.

Die nächste größere in Anina bekannt gewordene Grubenkatastrophe ereignete sich am 10. Januar 1918 am Zentralschacht um 1 Uhr morgens wieder aufgrund einer Schlagwetterexplosion im Thinnfelder Teil des Ostfeldes auf der 5. Sohle – nach der alten Zählung auf der 12. Sohle (Lauf) in einer Teufe von 642 m. Die Explosion soll von einer defekten Grubenlampe ausgelöst worden sein. Das Unglück tötete 23 Bergleute, von denen fünfzehn vor Ort und weitere acht im Krankenhaus verstarben. Unter den Opfern befanden sich auch drei Minderjährige im Alter zwischen 14 und 16 Jahren. Durch einen „glücklichen“ Umstand waren zum Augenblick des Unglücks von den 196 im regelhaften Betrieb anwesenden Bergleuten nur 60 in der Grube. Für die zehn Opfer dieses Unglücks, die auf dem Friedhof Sigismund in Steierdorf ihre letzte Ruhe fanden, wurde ein Grabmal errichtet, das sich heute leider in einem beklagenswerten Erhaltungszustand befindet und dessen ungarische Inschrift teilweise zerstört worden ist. Sie lautet: 1918 JANUAR 11 HUNGARIA AKNAI BANYALÉG ROBBANÁS ALDOZATAI [Die Opfer der Explosion vom 11. Januar 1918 in der „Hungaria-Grube“] NYUGODJANÁK BEKEBEN! [Sie mögen in Frieden ruhen!]. Die mit dem Namen der Opfer versehene Marmorplatte befindet sich in einer tiefen Nische des Grab-

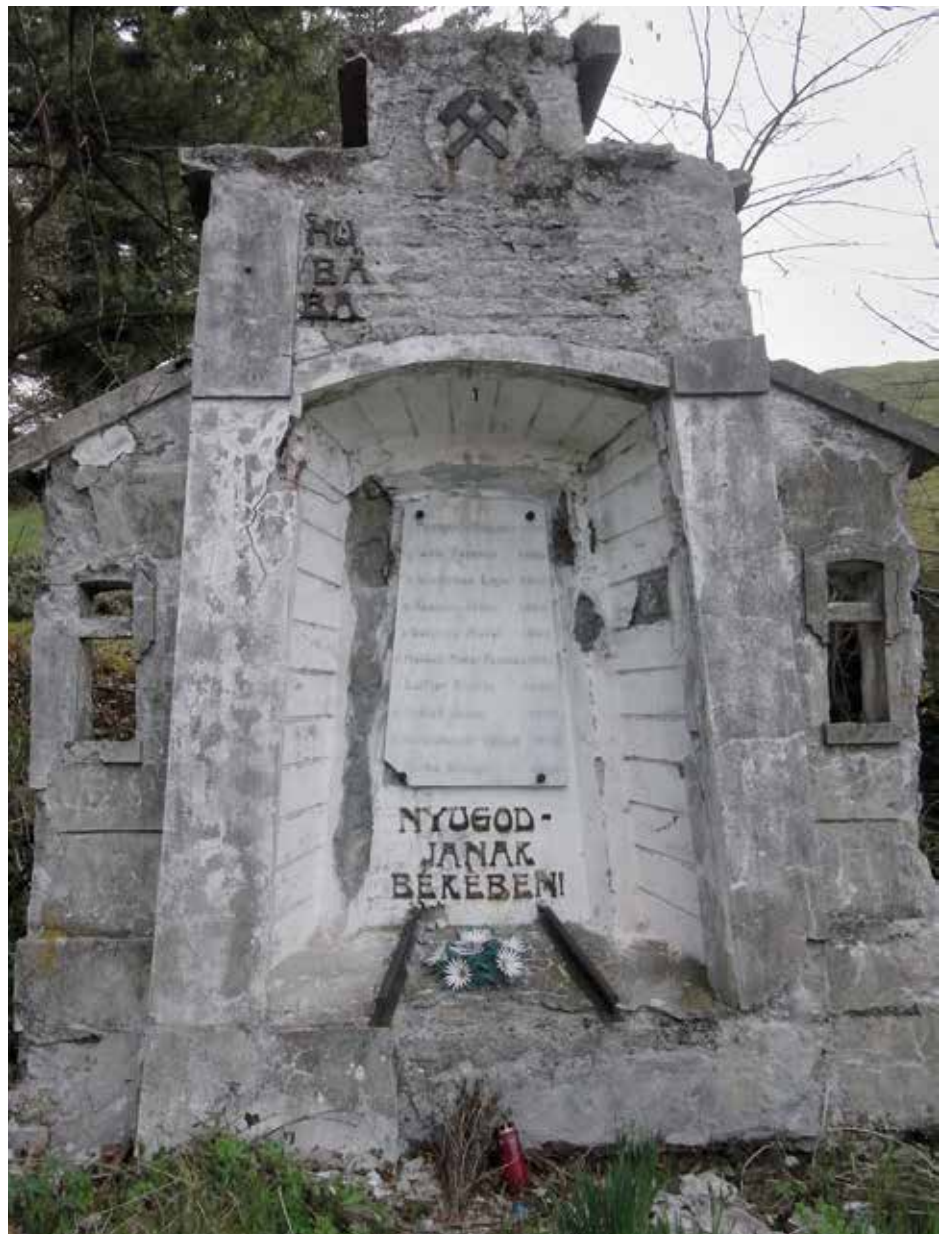


Abb. 1.: Grabmal für die Opfer der Grubenkatastrophe in Anina vom 11. Januar 1918 auf dem Sigismundfriedhof von Steierdorf. (© Foto: Volker Wollmann)

mals, das die Gestalt eines Stollenmundlochs mit Türstockausbau und Gereck (Schienen) besitzt. Über dem „Mundloch“ und der Inschrift zeigt das an eine „Hausfassade“ mit zwei Fensteröffnungen erinnernde Grabmal einen rechteckigen Maueraufsatz mit dem umrahmten Bergbauemblem Schlägel und Eisen (Abb. 1).

Der verhängnisvolle 7. Juni 1920

Im Unterschied zu den oben erwähnten Grubenunglücken ist die größte Katastrophe im Banater Bergbau nicht durch eine Schlagwetterexplosion oder durch einen von Kohlenstaub hervorgerufenen Grubenbrand verursacht worden, sondern geht auf eine Reihe anderer Faktoren zurück: auf Leichtsinns und Inkompetenz der Bergwerksleitung. Diese hatte nämlich auf

Anweisung des Finanzministeriums aus Budapest vom 28. September 1914 und der Berghauptmannschaft aus Oravița (Orawitza) damit begonnen, die vorhandenen Sprengstoffvorräte nach unter Tage zu transportieren und auch dort zu lagern. Hintergrund war der Beginn des Ersten Weltkriegs und die Sorge vor feindlichen (Luft-)Angriffen auf Munitionslager. Deshalb verbrachte man alle vorhandenen Sprengstoffvorräte nach unter Tage in die Räumlichkeiten einer ehemaligen Pumpenstation auf der längst verlassenen 3. Sohle in einer Teufe von 530,4 m in unmittelbarer Nähe des „Hungaria-Schachtes“, des späteren Haupt- oder Zentralschachtes. Diese Pumpstation bestand aus zwei Räumen in einer Entfernung von 25 m bzw. 75 m vom Schacht, zwischen beiden existierten zwei 7 m tiefe Schächte, die miteinander durch ei-

nen Verbindungskanal eines ehemaligen Wasserstollens verbunden waren. Der Sprengstoff selbst war ein Kriegserzeugnis und besaß nicht die für die Verwendung im Bergbaubetrieb vorgeschriebenen Qualitäten – vielmehr zersetzte er sich allmählich.

Am 6. Juni 1918, also kurz vor dem Ende des Ersten Weltkrieges, erließ nun das Budapester Finanzministerium die Verfügung, dass der unter Tage verbrachte Sprengstoff aus Sicherheitsgründen wieder nach über Tage verbracht und dort gelagert werden sollte. Da sich aber die politische Lage im Banat infolge des Friedensvertrages von Trianon zwischen den Alliierten zuspitzte, kam es nicht mehr dazu. Das Banat war dem Königreich Rumänien zugeteilt worden, und in der Folge kam es zu sozialen Unruhen und Protestaktionen der Sozialisten, die am 31. Oktober 1918 die Banater Autonome Republik ausriefen, was dazu führte, dass das Banat zeitweilig von serbischem und französischem Militär besetzt wurde. Besorgniserregend war auch das Ausrufen der Förderativen Ungarischen Sozialistischen Räterepublik am 21. März 1919 durch Béla Kún, die allerdings infolge der Besetzung von Budapest durch rumänische Truppen bald zusammenbrach. Dabei wurden aber größere Mengen an Sprengstoff beschlagnahmt. In diesen bewegten Zeiten sah sich die Bergdirektion Anina-Steierdorf am 21. Januar 1918 veranlasst, von der Berghauptmannschaft Oravița die Genehmigung zu beantragen, die Sprengstoffvorräte auch weiterhin unter Tage zu lagern.

Inzwischen hatte die Militärkommission für die Überwachung der Siebenbürgischen Bergwerke aber angeordnet, dass der von Béla Kún beschlagnahmte Sprengstoff, der im Schiltal bei Lucălețe und in Petroșani (Petroschen) zwischengelagert worden war, in das Sprengstofflager von Anina überführt werden sollte. Dies geschah auch am 16. Februar 1920, wobei aus Lucălețe insgesamt 2.375 kg Gummidynamit englischer Provenienz und am 1. März 1920 noch 840 kg Sprengmittel aus Petroșani nach Anina transportiert wurden. Damit befanden sich insgesamt 3.240 kg Sprengstoff unter Tage in Anina, nachdem sich dort ursprünglich nur 19 kg (Nobel-)Dynamit und Dynamon für den Bergbaubetrieb befunden hatten. Von den 3.240 kg Sprengstoff wurden 960 kg in den ersten Raum und 2.294 kg in den zweiten Raum der ehemaligen Pumpenstation eingelagert.

Am 7. Juni kurz vor 22 Uhr ereigneten sich in dem kleineren Raum der Pumpenstation vier aufeinander folgende Explosionen. Die Ursache lag darin, dass sich der eingelagerte Sprengstoff, der nicht den im Bergbau vorgeschriebenen Sicherheitsnormen entsprach, bereits zersetzt hatte. Die sich dabei entwickelnden Chlorgase und das entstandene Kohlenmon-



Abb. 2: Trauerfeier am Massengrab auf dem Friedhof Celnic in Anina am 9. Juni 1920 für 32 verunglückten Grubenarbeiter. (© Foto: Bildarchiv C. Mosoroceanu, Anina)

oxid gelangten aufgrund der herrschenden Wetterverhältnisse mit dem einziehenden Wetterstrom auf die 5. und die tieferen Sohlen des Grubengebäudes. Die Mehrzahl der dort auf die Ausfahrt wartenden Bergleute starb trotz aller bereits nach einer halben Stunde einsetzenden Rettungsmaßnahmen. 32 Bergleuten der Mittagsschicht gelang es noch, mit dem ersten Förderkorb auszufahren, während die Bergleute der Nachtschicht, die mit dem ersten Förderkorb einfuhren, ebenfalls verunfallten. Als die Seilfahrt im Gange war, explodierte der Sprengstoff und die Bergleute, die sich in den Förderkörben befanden, wurden ausnahmslos getötet. Bei der Explosion wurden der „Hungaria-Schacht“ und weite Teile des Bergwerks verschüttet. So gestalteten sich die Rettungsarbeiten äußerst schwierig, weil bei den Zerstörungen im Bergwerk nur noch eine einzige Strecke Rettungsmaßnahmen erlaubte. Außerdem erwiesen sich die eingesetzten Rettungsgeräte – vor allem die Gasschutzgeräte – vielfach als funktionsunfähig.

Das Unglück und seine Folgen

170 Bergleuten starben unmittelbar an ihrem Arbeitsplatz und weitere zwölf der 52 an die Tagesoberfläche geretteten Verletzten noch in den folgenden Tagen. Auch später waren noch weitere Tote des Unglücks zu beklagen, sodass sich die Gesamtzahl auf 217 erhöhte. Auffallend viele minderjährige, d. h. unter 18 Jahre alte Bergjungeleute befanden sich unter den Opfern: vier waren erst 18 Jahre alt, drei zählten 17 Jahre, einer 16 Jahre, zwei 15 Jahre und drei nur 14 Jahre! Die Familie Tellin hatte mit dem 40 Jahre alten Vater Jakob und dem 18jährigen

Sohn Johann zwei tote Familienmitglieder zu beklagen, auch andere Familien mussten zwei Verunglückte beweinen: die Familie Banatsky ihren 29jährigen Sohn Alois und ihren 24jährigen Sohn Franz, die Familie Blaschowski deren Vater Jakob und den 23 Jahre alten Sohn Franz, die Familie Herrmann die 18 Jahre und 24 Jahre alten Söhne Johann und Venzel, die Familie Jecsmann die 27jährigen und 29jährigen Söhne Josef und Reinhold sowie die Familie Schmaus den 41 Jahre alten Vater Karl und den erst 17 Jahre alten Sohn Josef Karl. Erschütternd ist auch das Schicksal der Familie Wöhl, wo der Vater des Unfallopfers Albert bereits bei der Grubenkatastrophe vom 11. Januar 1918 ums Leben gekommen war. Insgesamt verloren bei der Grubenkatastrophe 155 Frauen ihren Mann und 278 Kinder ihren Vater.

Die Mehrzahl der Opfer wurde in zwei Reihen-Massengräbern beigesetzt, die in den Friedhöfen von Sigismund (bei Steierdorf) und Cselnik (Celnic) angelegt wurden. Die Beerdigungen auf den beiden Friedhöfen fanden am 9. Juni statt – 78 Bergleute wurden in Sigismund, 32 in Celnic beerdigt (Abb. 2). Die aus anderen Bergorten stammenden tödlich verunglückten Bergleute wurden in ihren meist rumänischen Heimartorten beerdigt, andere kamen aus Ortschaften mit vorwiegend kroatischen Einwohnern.

Im Jahre 1921 wurde bei den Massengräbern jeweils eine Gedenkstätte errichtet, an die auf Marmorplatten die Namenszüge der Verunglückten angebracht waren. Auf dem gestuften, von einem Kreuz bekrönten Giebel über dem auf fünf Pilastern ruhenden Architrav des Denkmals am Sigismundfriedhof von Steierdorf erkennt man unter dem Bergbauemblem



Abb. 3: Gedenkstätte für 78 am 7. Juni 1920 verunglückte Grubenarbeiter auf dem Sigismundfriedhof in Steierdorf. (© Foto: Volker Wollmann)

Abb. 4: Grabdenkmal der auf dem Friedhof Celnic in Anina beerdigten verunglückten Grubenarbeiter. (© Foto: Volker Wollmann)



Schlägel und Eisen die mehrzeilige Aufschrift „HIER RUHEN / DIE OPFER / DER GRUBENKATASTROPHE / VOM [7.] JUNI 1920“ (Abb. 3). Der gleiche Text der Inschrift befindet sich auch auf der Gedenkstätte am Friedhof Celnic in Anina. Das dort errichtete, in geschwungenen Formen gestaltete Denkmal greift die Gestaltung des an das Unglück vom 11. Januar 1918 erinnernden Gedenkstätte auf: Rechts und links des zentralen „Mundlochs“ sind Flügelbauten mit Fensteröffnungen angedeutet, eine mit Jugendstilformen geschmückte Stele betont die Mittelachse des Denkmals, die zusätzlich durch das Bergbauemblem, einen Giebelaufsatz und ein Kreuz hervorgehoben wird (Abb. 4).

Die Nachricht von dem Grubenunglück verbreitete sich sehr schnell vor allem im Banat; Schon am 9. Juni 1920 veröffentlichte die in Temeswar erscheinende „Arbeiter-Zeitung“ (Nr. 127) einen Bericht „Große Explosion in Anina“. Diese Zeitung war seit dem Jahre 1893 unter dem Namen „Volkswille“ das Organ der Deutschen Sozialdemokraten von Südungarn und dem Banat und erschien seit dem 1. November 1919 unter dem Namen „Arbeiter-Zeitung“ als deutsches Zentralorgan der Banater Sozialistischen Partei. In ihrem Bericht stand bereits unterhalb der Überschrift in einem Trauerrahmen die Zahl der 174 Toten, gefolgt von deutlichen Worten der Schuldzuweisung, wie es zu einer derartigen Katastrophe kommen konnte: „174 Tote, 38 Schwerverwundete hat das allesverschlingende Kapital abermals auf dem Gewissen. Da hilft kein Drehen und Wenden, dieses Verbrechen – denn ein solches ist es – kann nicht von ihrer Seele abgewaschen werden, denn wenn die Schutzmaßnahmen eingehalten würden, wären solche Katastrophen ausgeschlossen. 174 Tote, 38 Schwerverwundete! Welches Elend, welchen Jammer hinterlassen sie! Der Fluch der Hinterbliebenen wird ewig über dem mörderischen Grubenkapital schweben und senken wir jetzt schon die schwarzumflorte Fahne vor den Helden der Arbeit, die ihr Leben für andere lassen mussten.“

Es ist überliefert, dass die Bergleute schon vor der Katastrophe mit ihren Arbeitsbedingungen, den getroffenen Sicherheitsvorkehrungen und Schutzmaßnahmen am Arbeitsplatz unzufrieden gewesen waren und dies auch öfters zum Ausdruck gebracht hatten. So war es 1903 in Anina zu einem Streik gekommen, in dem die Bergleute unter anderem mehr Rechte und eine bessere Altersversorgung und die sechsstündige Schichtdauer gefordert hatten.

Eine erste große Solidaritätskundgebung fand am 10. Juni 1920 in Temeswar statt, bei der der Kapitalismus für die Katastrophe verantwortlich gemacht wurde. Die Unzufriedenheit kam in aller Deutlichkeit am folgenden Tag zum Ausdruck, als die unter Schock stehende Bevöl-

kerung Aninas in einer Großkundgebung von der Bergwerksdirektion und der Privilegierten Österreichischen Staatseisenbahngesellschaft (StEG) die Entfernung der noch im Bergwerk befindlichen Sprengstoffe, die Errichtung eines Arbeiterheimes und die Zahlung von Renten für die hinterbliebenen Witwen und Waisen, Gratiswohnungen, die Aufklärung der Ursachen des Grubenunglücks, die Bestrafung der Schuldigen, die Zahlung von ausgebliebenen Löhnen und die Lieferung von Lebensmitteln forderten.

Einige Tage nach der Grubenkatastrophe rief die „Arbeiter-Zeitung“ zu einer Spendenaktion auf, der – so die Zeitung später – nicht nur „Philanthropen“, sondern auch „Banken und Kapitalisten“ gefolgt seien. Auch die Bergleute aus dem Kohlerevier des Schiltals und die Arbeiter in der Metallindustrie von Reschitza erwiesen sich als großzügige Spender mit Beträgen von bis zu 2.000 ungarische Kronen. Zwischen dem 22. Juni und dem 8. August 1920 gingen weitere bemerkenswerte Spenden ein: so von der Verwaltung der „Temesvarer Zeitung“ (131.370 Kronen), von der Firma „Bäumel, Steiner & Co. aus Lugosch, der Generaldirektion der Reschitzaer Stahlwerke und Domänen A.G. (25.000 Kronen) sowie von Privatpersonen (bis zu 15.000 Kronen).

Insgesamt beliefen sich die Spenden – soweit bekannt – auf 274.882,06 Kronen. Der genaue Bestand an Spenden blieb allerdings unbekannt, weil unter der neu eingeführten Verwaltung des rumänischen Nationalstaates zum gleichen Zeitpunkt eine für die Hinterbliebenen ungünstige Finanzaktion erfolgte: Die StEG beabsichtigte den Verkauf ihrer Aktien zum Nachteil der Banater Bergleute, und diese Maßnahme fand genau an dem Zeitpunkt statt, als die „Reschitzaer Stahlwerke und Domänen A.G.“ (Uzinele de Fier și Domeniile Reșița) am 10. Juli 1920 gegründet wurde.

Die Verwaltung der eingegangenen Spenden übernahm die neu gegründete Aktiengesellschaft (U.D.R.), die am 7. August 1920 folgende Unterstützungssummen bewilligte:

- jeder gesetzlich getrauten Witwe 10.000 Kronen;
- jeder „Konkubine“, welche aus dem Verhältnis mit dem Verunglückten
 - mindestens ein Kind hat oder erwartet 10.000 Kronen,
 - kein Kind hat und auch nicht zu erwarten hat 5.000 Kronen;
- jedem unter 16 Jahren alten Kind eines Verunglückten,
 - wenn die Mutter lebt 2.500 Kronen,
 - wenn elternlos 5.000 Kronen;
- Eltern oder direkten Angehörigen, welche erwerbsfähig sind, und durch den Verunglückten erhalten wurden 5.000 Kronen.

Den Hinterbliebenen wurden außerdem monatliche Renten, die doppelt so hoch waren wie die gesetzlich vorgeschriebenen, zugesichert.

Außerdem hatte der Industrieminister Anton Mocsonyi de Foeni, Mitglied im Aufsichtsrat der U. D. R., eine zusätzliche Spendensammlung ins Leben gerufen, in deren Verlauf 150.000 Lei zusammenkamen; diese Summe wurde bis zu ihrer Auszahlung bei der Spar- und Kreditanstalt „Albina“ in Lugosch deponiert. Schließlich sagte die Generaldirektion der Gesellschaft U.D.R. zur Erinnerung an die Grubenkatastrophe vom 7. Juni 1930 anlässlich der zehnjährigen Wiederkehr des Unglückstages den noch 62 lebenden Witwen und den 44 Waisen unter 18 Jahren eine außerordentliche Unterstützung von jeweils 500 Lei zu.

Zusammenfassend berichtet eine Statistik folgendes: Die Zahl der standesamtlich verheirateten Unglückopfer und Waisen belief sich auf 97 und 128, die der verunglückten, unverheirateten Familienoberhäupter auf 20 (mit 48 Angehörigen, darunter 13 Waisen unter und fünf über 15 Jahren), die der verunglückten ledigen Unterhalter („Familienhalter“) ältesten Söhne auf 39 (mit 76 hinterbliebenen Angehörigen) und die der jüngeren Söhne auf 67. Von den 14 bei der Grubenkatastrophe verunglückten Bergleuten konnten binnen zwölf Tagen zehn aus dem Werkskrankenhaus entlassen werden.

Behördliche Untersuchungen und ihre Konsequenzen

Kurz nach dem Bergwerksunglück wurde eine Untersuchungskommission ernannt, die sich aus Vertretern des Industrie- und Handels- sowie des Kriegsministeriums, das für den Sprengstoff zuständig war, zusammensetzte. Sie verwies auf die unglücklichen Umstände, die zu der Katastrophe geführt hatten, wobei die Beschaffenheit des Sprengstoffes als der ausschlaggebende Faktor bezeichnet wurde. Es konnte nachgewiesen werden, dass es sich bei dem Sprengstoff um 60 g. schwere, Gummidynamit mit Kampfer enthaltende Patronen amerikanischer Herkunft gehandelt hatte, wie sie auch das russische Militär verwendete. Diese Sprengmittel waren während des Ersten Weltkriegs von der österreichisch-ungarischen Armee erbeutet worden und danach in die Hände von Kämpfern der ungarischen Bolschewiken (der Räterepublik) gelangt. Weiterhin wurden noch 200 g. und 600 g. schwere Patronen mit und ohne Kampfer nachgewiesen, als Beleg, dass das Verfallsdatum des Sprengstoffes bereits überschritten war, fehlte allerdings meistens die Originalverpackung. Laboruntersuchungen wiesen aber nach, dass bei der Zersetzung des Gummidynamits Säuren und Gaseinschlüsse entstehen konnten, wie sie auch hier ange-

troffen worden waren. Das Zersetzen des Dynamits führte – so die Untersuchungen – zum schnellen Entzünden des Sprengstoffs und zur Entstehung von Kohlenmonoxid und Stickoxid. Obwohl niemand für diese Vorgänge unmittelbar verantwortlich gemacht wurde, wies die Kommission auf das leichtfertige Handeln seitens der „Militärkommission für die Überwachung der Bergwerke in Siebenbürgen“ hin, die das untertägige Lagern von abgelaufenen Sprengmitteln, die sich schon im Zersetzungs-zustand befanden, angeordnet hatte, und erwähnte auch den Leiter der Berghauptmannschaft Oravița, der seine Zustimmung gegeben hatte. Der Bergwerksdirektion wurde eigenmächtiges, fahrlässiges oder sogar falsches Handeln vorgeworfen, das Dynamit trotz des bekannten Risikos im Grubengebäude eingelagert zu haben. Vor allem monierte die Kommission, dass der erste Lagerraum, in dem die Katastrophe ausgelöst worden war, hinsichtlich der dort herrschenden Temperaturen und Wetterverhältnisse vollkommen ungeeignet für eine Lagerung von Sprengstoffen gewesen war. Das gerichtliche Untersuchungsverfahren beim Gericht in Lugoj (Lugosch) zog sich noch bis Mai 1924 in die Länge. Das Berufungsgericht (Curtea de Apel) erhob Anklage gegen den Leiter der Berghauptmannschaft von Oravița (Geza Nyitö), den Bergwerksdirektor von Anina (Anton Heindrich) und gegen den Leiter der „Hungaria-Grube“, in der sich die Katastrophe ereignet hatte (Berginspektor Calman Biber). Der Hauptgrund für das lange Hinausziehen der Gerichtsverhandlung lag in den beharrlichen Versuchen der Leitung der „Reschitzaer Stahlwerke und Domänen A.G.“ (U.D.R.), die ihrer Ansicht nach unbegründete Anklage zurückzuweisen, die für das Unternehmen einen unermesslichen, nicht zumutbaren moralischen und finanziellen Schaden nach sich gezogen hätte.

Aus der Korrespondenz des Anwalts der Reschitzaer Stahlwerke (U.D.R.), Dr. Gheorghe Dobrin, geht hervor, das auch versucht wurde, das Justizministerium dahingehend zu beeinflussen, die Staatsanwaltschaft zur Rücknahme der Anklage zu bewegen. Ebenso versuchten die Stahlwerke, auf das Kriegsministerium Einfluss zu nehmen, das ebenfalls ein Interesse an einer Einstellung des Verfahrens haben müsse, da „seitens der Angeklagten eine scharfe Kritik wegen der leichtfertigen Manipulation bei der fraglichen Dynamitzuweisung ausgeübt werden möchte“. Aber auch der Versuch, durch den Einfluss eines hohen Senatsmitglieds im Justizministerium die Anklage zurückzuziehen, scheiterte.

Nach vier Jahren, am 17. Mai 1924, fand der Prozess im Rahmen einer Geheimsitzung des Gerichtshofes Lugoj (Lugosch) statt: In ihr wur-

de beschlossen, die Anklage gegen die Bergwerksverwaltung Steierdorf-Anina fallen zu lassen. Während der Gerichtsverhandlung erlitt der Beschuldigte Geza Nyitö einen Herzinfarkt. In dem einige Tage später abgeschlossenen Prozess wurde die Bergwerksleitung von jeder Anschuldigung freigesprochen.

Nachzutragen bleibt, dass sich in dieser für die Bergleute schwierigen Zeit, die von einer gedrückten Stimmung geprägt war, acht Tage nach dem Grubenunglück im „Ponor-Schacht“ von Anina ein weiterer Arbeitsunfall ereignete, bei dem vier Bergleute verletzt wurden. Die Bergwerksdirektion versuchte den Vorfall, über den die Temeswarer Zeitung berichtete, herunterzuspielen und schilderte ihn wie folgt: „Es ist bei der elektrischen Fördermaschine beim Hilfschacht Ponor eine Schraube der Bremse gebrochen. Da nicht gebremst werden konnte, hat die Förderschale hart an der Sohle angestoßen. Die in der Förderschale befindlichen Leute sind [aber] auf den Leitern aus dem Fahrtrum [im Schacht] wieder ausgefahren und wurden, da sie erschöpft waren, ins Spital gebracht, von wo sie jedoch, nachdem sie ärztlich untersucht und unverletzt befunden wurden und sich auch weiter wieder erholt haben, nach Hause gingen.“

Dr. Volker Wollmann, Obrigheim



Abb. 1: Oberhausen vor Zeche Sterkrade, 1960. (© Rudolf Holtappel, Nachlass Ludwigalerie Schloss Oberhausen)

Rudolf Holtappel – „Die Zukunft hat schon begonnen“

„Über keine deutsche Region gibt es mehr Bildbände als über das Ruhrgebiet“, konstatierte Professor Heinrich Theodor Grütter, Direktor des Ruhr Museums auf der Essener Zeche Zollverein, am 23. Mai 2014 anlässlich der Chargesheimer-Ausstellung „Die Entdeckung des Ruhrgebiets“. Als Beleg für seine Aussage präsentierte er ein „Förderband der Kataloge“ mit mehr als 200 unterschiedlichen Titeln.

Holtappel und weitere Dokumentaristen

Jetzt ist ein weiterer hinzugekommen als Begleitband einer umfassenden Ausstellung von Fotografien des Oberhausener Rudolf Holtappel unter dem Titel „Die Zukunft hat schon begonnen“. Wie er sich einem Objekt näherte, beschrieb der Künstler so: „Ich habe mir meine Motive erwandert“. Dies wird bereits mit dem Titelbild des Katalogs sowie dem Ausstellungsplakat deutlich (Abb. 1): Ein Paar mittleren Alters, der Kleidung nach wohl beim Sonntagsspaziergang, geht der Abendsonne entgegen. Im Hintergrund ragen die Tagesanlagen der Zeche Sterkrade auf, ein Fördergerüst verbirgt

sich fast vollständig hinter dem linken Schornstein. Holtappel hat seinen Wunschstandort eingenommen und auf den richtigen Zeitpunkt gewartet, um auf den Auslöser zu drücken. Es kamen auch andere Passanten vorbei, aber ebendieses Paar deckte sich mit seinen Vorstellungen.

Ähnlich ruhig ließen es Bernd Becher (1931-2007) und seine Frau Hilla (1934-2015) angehen. Sie reisten zwar mit ihrem VW-Bulli zum Zielstandort, den sie dokumentieren wollten. Doch hier sind sie „oft wenig konsequent um einzelne Anlagen herumgeschlichen“, drückte Hilla es aus, so lange, bis das richtige Licht das Objekt umhüllte. Besonders die „krakigen Hochöfen“ hätten es ihr angetan.

Heinrich Hauser (1901-1955) dagegen ging es nur um Geschwindigkeit, als er 1929 für seine Fotoreportage in seinem Cabriolet durch das „Schwarze Revier“ brauste. Durch das Tempo des Gefährts und die Rastlosigkeit des Fotografen erwecken die Bilder oft eine flüchtige Skizzenhaftigkeit.

Im Jahre 1952 fasste Josef Stoffels (1893-1981) den Entschluss, sämtliche Zechen sowie Hüttenwerke des Ruhrgebiets farbig zu erfassen. Dessen Umsetzung indes scheiterte am Geld. Erst 1957 stieg er in seine Borgward-Isabella,

die er oftmals mit in den Bildausschnitt platzierte. Er fuhr das Revier rasterförmig ab, um Schwarz-Weiß-Aufnahmen für einen Fotoband zu erstellen, den er 1959 auf dem Steinkohlentag präsentierte. Dass die Kohlenkrise da längst begonnen hatte, ignorierte er in seinen Fotos, die einen einzigartigen Leistungsbeweis des deutschen Steinkohlenbergbaus belegen sollten.

Wieder etwas ruhiger bewegte sich Chargesheimer (1924-1971/72) fort. Er setzte sich im März 1957 ohne Auftrag auf sein Moped und knatterte bis September desselben Jahres durch die Region. Seine sozialkritischen Aufnahmen illustrierten 1958 den Bildband „Im Ruhrgebiet“ mit Texten von Heinrich Böll (1917-1985) und lösten einen Sturm der Entrüstung aus, weil er sich politisch unkonform verhielt. Denn er zeigte nicht die heroischen Posen des Wiederaufschwungs, sondern die von ihrer schweren Arbeit gezeichneten Gesichter der Bevölkerung. Im Duisburger Generalanzeiger vom 30./31. August 1960 wird Holtappels erster Stadtbildband zu Duisburg im Gegensatz zu Chargesheimers Bildband ausdrücklich gelobt: Er zeige „in großartigen Fotos und Texten ohne Pathos den Lebensrhythmus der Stadt“, schrieb Michael Preute. Obwohl Holtappel Chargeshei-

mers Cvre gekannt haben muss, wie einige Zitate belegen, knüpfte er lieber an die Herangehensweise von Stoffels an und konzentrierte sich auf die positive Wirtschaftsentwicklung. Rudolf Holtappel wurde am 3. Januar 1923 in Münster geboren. Dort absolvierte er von 1937 bis 1939 eine Lehre im Lichtbild-Atelier von Rudolf Lindemann, die durch den Zweiten Weltkrieg unterbrochen wurde. Nach schwerer Verwundung besuchte er 1942 und 1943 in München die Staatslehranstalt für Lichtbildwesen, 1950 legte er vor der Handwerkskammer Düsseldorf seine Meisterprüfung ab, um anschließend als freier Fotograf zu arbeiten. Am 21. November 2013 starb er in Duisburg.

Holtappels „Museumskarriere“ begann im Jahre 1998, als die Leiterin des Fotoarchivs des Ruhrlandmuseums in Essen – ein Vorgänger des heutigen Ruhr Museums auf der Zeche Zollverein –, Sigrid Schneider, im Rahmen der Vorbereitung der Foto-Ausstellung „Als der Himmel blau wurde. Bilder aus den 60er Jahren“ auf Werke von Rudolf Holtappel stieß. Sie nahm Kontakt zum Fotografen auf, und so wurden zum ersten Mal Aufnahmen von ihm in einem bedeutenden Museum gezeigt. Aus dieser Zusammenarbeit erfolgte 2002 der Ankauf von 30.000 Negativen ausgewählter Werkgruppen der 1950er- und 1960er-Jahre durch das Museum. 2015, zwei Jahre nach Holtappels Tod, würdigte das „Kleine Schloss“ der Ludwiggalerie in Oberhausen mit der erfolgreichen Schau „Augenzwinkern“ den Fotografen.

Die jetzige Ausstellung im Haupthaus der Ludwiggalerie Schloss Oberhausen basiert auf dem Nachlass, den die Stadt Oberhausen 2017 von der Witwe Herta Holtappel erwarb – bestehend aus 360.000 Negativen in Schwarz-Weiß und einigen in Farbe sowie 1.000 Fotoabzügen und Diapositiven. Miriam Hüning, die 2017 ihr Studium der Kunst- und Designwissenschaft an der Folkwang Universität der Künste in Essen mit dem Grad eines Master of Arts abschloss, konnte mit Unterstützung durch den Landschaftsverband Rheinland (LVR) in zweijähriger Tätigkeit den ersten Teil der konservatorischen und wissenschaftlichen Aufarbeitung vornehmen. Die Ausstellung entstand in Kooperation mit dem Ruhr Museum, das sowohl einige seiner Bilder beisteuerte, als auch zwei fachkundige Katalogbeiträge von Stefanie Grebe, der jetzigen Leiterin der Fotografischen Sammlung, und Dr. Thomas Dupke, der das Fotoarchiv sowie die Historische Sammlung der Stadtbildstelle Essen betreut. Entsprechend der vielfältigen Tätigkeitsfelder Holtappels gliederte Miriam Hüning die von ihr kuratierte Schau auf drei Etagen in: Stadtbilder, Ruhrgebietschronist, Henkel- und Industriefotografie, Europa und alle Welt, Theaterdokumentarist, Warenhausfotograf sowie Edeldrucke.



Abb. 2: Essener Straße mit HOAG, Oberhausen, 1960. (© Rudolf Holtappel, Nachlass Ludwiggalerie Schloss Oberhausen)

„Grau – nur dreimal im Jahr eine klare Sicht“, so beschreibt Holtappel das Ruhrgebiet. Dazu passt, dass er mit der Kleinbildkamera analog schwarz-weiß fotografiert. „Für Farbe habe ich mich nie interessiert. Die Lichtempfindlichkeit war ganz schlecht, und gute Vergrößerungen waren sehr teuer. Die kosteten schnell mal an die 3000 Mark. Dafür bekam man einen VW. Damals.“ Auch die Bechers mieden das Fotografieren bei Sonnenschein und bevorzugten ein monochromes Grau als Hintergrund ihrer Industrieanlagen, die sie zu Typologien anordneten. Diese Bilder waren genau wie beim Ver-

treter der Neuen Sachlichkeit, Albert Renger-Patzsch (1897-1966) menschenleer, der Fokus der Bechers lag allein auf der Architektur.

Im Mittelpunkt der Mensch

Holtappel dagegen nimmt den Menschen ins Bild. Dieser dient als Maßstab bei den himmelwärts strebenden Hochofenanlagen (Abb. 2). Bei industriellen Abläufen, die sich nicht abbilden lassen, dient ihm der Mensch als Darstellungsmittel. Aber er arrangiert auch Bilder, bei denen er den Menschen gekonnt in Szene setzt,



Abb. 3: Zeche Alstaden, Oberhausen, 1960. (© Rudolf Holtappel, Mercator-Verlag)

zum Beispiel um die Schwere der Arbeit zu verdeutlichen, wie den Hauer im Streb auf Zeche Alstaden, Oberhausen (Abb. 3). Dessen nackter, schweißglänzender Oberkörper erinnert stark an Josef Stoffels Rückenakt von 1930 oder an die Ikone des Pittsburger Arbeiters am Rad (1907) von Lewis Hine (1874-1940). Um ihre untätigen Arbeitsplätze zu erkunden, fuhr Holtappel mit den Bergleuten ein, genau wie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts der zeichnende Chronist des Ruhrgebiets Hermann Kätelhön (1884-1940).

Der Fototheoretiker und Kurator der „Weltausstellungen der Photographie“ Karl Pawek (1906-1983) war überzeugt: „Der Gegenstand mit den meisten Dimensionen ist der Mensch. An ihm können wir daher die überraschendste Enthüllung der Wirklichkeit erwarten“. Diese Dimensionen zeigt Holtappel deutlich auf: die historische, die soziale, persönliche, physische

und psychische sowie die kulturelle. So gelang es ihm, das „Geheimnisvolle im Alltäglichen und im einzelnen Schicksal das Allgemeine sichtbar zu machen“, wie Böll es in seinem Vorwort „Was ist der Mensch?“ zur „1. Weltausstellung der Photographie“ von 1964 ausdrückte. Bereits in seinem erfolgreichsten Stadtbildband „Oberhausen“ von 1962 wird Rudolf Holtappel von Oberbürgermeisterin und Oberstadtdirektor im Vorwort bescheinigt: „Dieses Buch berichtet, ehrlich und wahr, von dieser Stadt und den Menschen, die in ihr leben. Deshalb steht auch der Mensch im Mittelpunkt dieses Buches.“ Derselbe humanitäre Gedanke leitet ihn bei seinem letzten Band über Oberhausen (1975), den er „Oberhausen. Im Mittelpunkt der Mensch“ betitelt.

„Das Wesen der Photographie ist dokumentarischer Art“, konstatierte August Sander (1876-1964). Bei seiner „exakten Photographie“

forderte er absolute Naturtreue. Holtappel versucht, das Vorgefundene so realistisch wie möglich zu vermitteln. Als ab 1958 Zechenschließungen zu Demonstrationen, Protesten und Streiks führen, dokumentiert er die Menschenzüge, die mit schwarzen Flaggen und beschrifteten Bannern durch die Straßen ziehen.

„Das Außergewöhnliche an Holtappels Stadtbildern ist, dass durch die ausgewogene Bildaufteilung fast der Anschein erweckt wird, dass Schauspieler per Anweisung durch das Bild gehen“, sagt Miriam Hüning, wohl in Anlehnung an Holtappels über mehrere Intendanzen andauernde Arbeit als Theaterfotograf in Oberhausen. Doch dieser Eindruck täuscht – es ist nur ein begrenzt eingesetztes Gestaltungsmittel, denn für Holtappel steht das Interesse am Menschen im realen Leben im Vordergrund.

Der schwarze Rand, den er oft mit abzieht, ist ein Zeichen dafür, dass er bereits beim Fotografieren den Ausschnitt festlegte. Der Rand belegt, dass das komplette Negativ vergrößert wurde. Bei einem Ausschnitt gäbe es diesen Negativrand nicht. Er hatte ebenso wie Henri Cartier-Bresson (1908-2004) das Empfinden für den gelungenen Bildaufbau verinnerlicht. Dieser „arrangierte“ seine Fotos, indem er – wie Holtappel – im „entscheidenden Augenblick“ auslöste. Darum beließ er seine Negative auch stets als Ganzes, beschnitt sie nicht und verlangte bei ihrer Reproduktion den für ihn typischen, heute noch rechtlich bindenden schwarzen „Trauerand“ um seine Bilder. Diese stringente Vorgehensweise stand im völligen Gegensatz zur kompositorischen Chargesheimers, der den Standpunkt vertrat: „Das Bild entsteht in der Dunkelkammer.“

Holtappels Spazierbilder

Schon das Foto des Paares vor der Zeche Sterkrade (vgl. Abb. 1) gehört zu dem von Holtappel geschaffenen Genre der „Spazier-Bilder“, wie Dr. Thomas Dupke vom Ruhr Museum sie nennt: „Diente der Mensch in der frühen Phase der Industriefotografie vornehmlich als Staffage bzw. als Größenvergleich, wendet sich Holtappel immer mehr dem Menschen zu, wie er sich in der Industrielandschaft bewegt.“ Zu seinen bekanntesten Spazier-Bildern zählt der „Sonntagsspaziergang von Gastarbeitern“ (Abb. 4), der im Aufbau stark an August Sanders „Jungbauern“ (bei denen es sich in Wirklichkeit um junge Bergleute im Siegerland handelte) von 1914 erinnert. Die „Gastarbeiter“, wie sie damals genannt wurden, präsentieren sich in Sonntagskleidung vor ihrer Arbeitsstätte und zieren auch das Titelblatt des Kalenders „Schicht – Feierabend im Revier“ des Asso-Verlags von 2007. „In diesem Bild geht es nicht nur um die Industriekulisse“, erläutert Dupke, „es verrät eine Menge von der



Abb. 4: Gastarbeiter-Sonntag, Oberhausen 1961. (© Rudolf Holtappel, Nachlass Ludwiggalerie Schloss Oberhausen)



Abb. 5: August-Thyssen-Hütte (ATH) Kulisse, Bruckhausen, Duisburg-Hamborn, 1959. (© Rudolf Holtappel, Nachlass Ludwiggalerie Schloss Oberhausen)

sozialen Realität jener Jahre. Selbstverständlich machte man sich fein, wenn man sich zum obligatorischen Sonntagsspaziergang aufmachte. Die Gruppe besteht nur aus Männern, da die italienischen Arbeiter entweder Junggesellen waren, die alleine ihr Glück in der Fremde suchten, oder die ihre Familie in der Heimat zurücklas-

sen mussten. Der Spaziergang führte nicht in die Freie Natur, nein, im Ruhrgebiet wanderte man zwischen den Arealen der Arbeit umher“.

Die bürgerliche Kulturpraxis des Spaziergangs entwickelte sich Ende des 18. Jahrhunderts und war Ausdruck bürgerlichen Selbstverständnisses, von Natursehnsucht und neuartiger Frei-

zeitgestaltung. Mit seinen Spaziergängern erwandert Holtappel eine Region, die ihm Heimat wird. Er wird – wie Gustave Caillebotte (1848-1894) vor ihm – auch zum „Flaneur“, dieser in Paris und Holtappel einer, der in seinen Bildbänden über Jahrzehnte immer wieder dieselben innerstädtischen Straßen durchstreift, um ihre zeitliche Veränderung zu dokumentieren.

Für diese Fotobücher stand er jahrelang in festen Aufträgen. Die Ruhrgebietsstädte wollten sich im wirtschaftlichen Aufbruch der 1950er-Jahre ein modernes Image geben, wenig vom Dreck der Montanindustrie zeigen. Doch ohne diese ging es nicht, war sie doch die Grundlage des Aufschwungs. Mit der Veränderung seiner Wahlheimatstadt Oberhausen wandelten sich auch mit jeder weiteren Auflage Ansichten, Schwerpunkte, Layout und Typografie dieser Bilderbücher.

In den Städten, Vororten, Arbeitersiedlungen wuchs die Zahl der Kinder – auch ein Zeichen des Aufschwungs. Sie suchten sich ihre „Spielplätze“ am Rande der Arbeitsstätten ihrer Väter. Der Dortmunder Schriftsteller und Fotograf Erich Grisar (1898-1955) band sie in seine Reportagen über das östliche Ruhrrevier der Jahre 1928 bis 1933 immer wieder mit ein. Holtappel beobachtete sie mit ebensolcher Empathie wie Willy van Heekern (1898-1989) und lässt sie vor Hochofen- und Zechenkulissen in ihre Spiele vertieft verweilen, während hinter ihnen die Erregung des Wirtschaftsaufschwungs – ein „Käfer“ – gewaschen wird (1959) (Abb. 5).

Besonders anmutig ist die Rückenansicht der beiden Mädchen, gemeinsam eine Tasche tragend und im Laufschrift über den holprigen Weg auf die August-Thyssen-Hütte in Duisburg-Hamborn (1959) zueilend. Dabei fällt besonders das weiße Kleid des rechten Kindes ins Auge. Auch dem überzeugten Kommunisten Anton Tripp (1911-1991) lagen in seinen „Arbeiterfotografien“ die Kinder am Herzen. Allerdings sah er sie nicht so unbeschwert wie seine Kollegen, sondern mit seinem sozialkritischen Blick.

Als Werksfotograf

Dass die Kinder bei ihren Spielen nicht ganz sauber blieben – genau wie ihre Väter bei ihrer (untertägigen) Arbeit – zeigt sich in den vielen Wäschestücken, die auf den Leinen in den Gärten der kargen Siedlungen im Wind flattern (Abb. 6). Wohl kein Ruhrgebietsfotograf und -zeichner konnte sich diesem Gegensatz der weißen Wäsche im Vordergrund vor den qualmenden Schloten im Hintergrund entziehen. Für Holtappel kam noch ein besonderer Aspekt hinzu: Er war von 1974 bis 2002 Werksfotograf bei Henkel und fotografierte außer dem Persilmann und der werbeträchtigen „Frau in Weiß“ alle Produkte. Hier stand er durchaus in

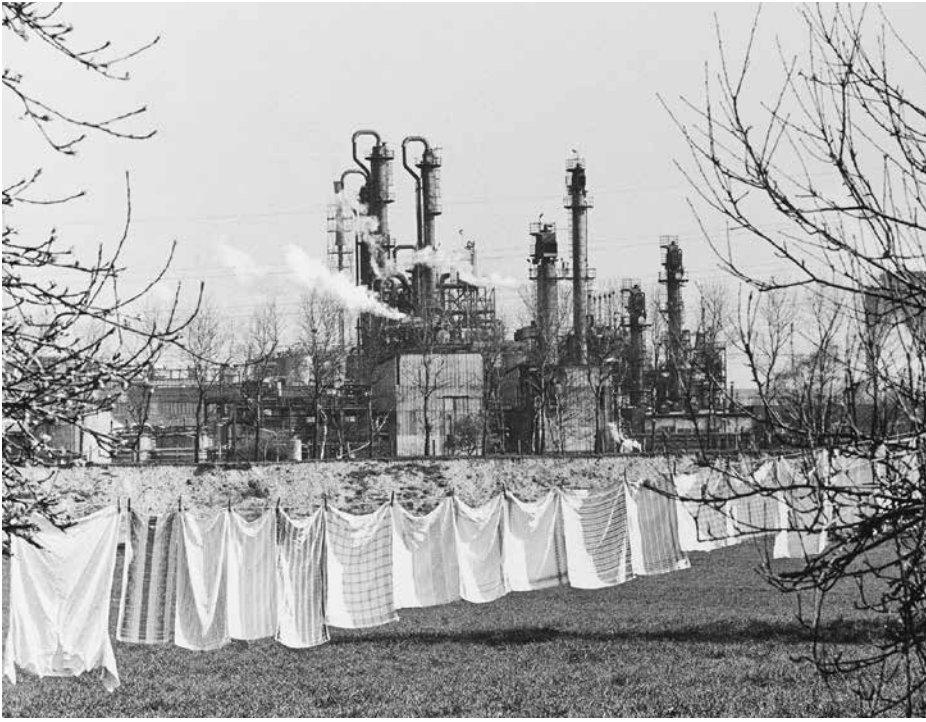


Abb. 6: Ruhrchemie, Oberhausen, 1977. (© Rudolf Holtappel, Nachlass Ludwiggalerie Schloss Oberhausen)

der Tradition von Renger-Patzsch, der nicht nur Meister der Architektur- und Landschaftsfotografie war, er arbeitete als Produktfotograf unter anderem für Schott Jenaer Glas, die Fagus-Werke und Zündapp.

Auch die Industriefotografin Ruth Hallensleben (1898-1977), die unter anderem Aufträge für die Vereinigte Stahlwerke AG Düsseldorf, die Gelsenkirchener Bergwerks-AG (GBAG) und die Maschinenfabrik Korfmann GmbH ausführte, lässt sich hier einreihen. Ihre Fotoarbeiten unter Tage dokumentierte sie 1955 in dem Buch „Die tausend Hände des Bergmanns“.

Holtappels Außenaufnahmen der verschlungenen Röhrendickichte von Henkel in Düsseldorf und bei der Ruhrchemie in Oberhausen haben vieles gemeinsam mit den Fotografien Robert Häussers (1924-2013) in den Anlagen der BASF Ludwigshafen aus den 1950er- bis 1970er-Jahren.

Als Werksfotograf des Warenhauskonzerns Karstadt von 1964 bis 1995 dokumentierte Holtappel nicht nur die einzelnen Wirkungsfelder der Mitarbeiter, sondern auch das wirtschaftswunderseelige Kaufverhalten der Kunden. Inspiriert durch die moderne Außen- und Innenarchitektur dieses Unternehmens nimmt er Kaufhäuser weltweit in den Fokus.

Fotografie ist Erinnerungskunst

Holtappels Wahrnehmungsinteressen waren vielfältig, und er bewies, dass er die unterschiedlichen Genres der Fotografie mit ihren

Themen Architektur, Industrie, Kultur und Landschaft erfolgreich meisterte: Im Vordergrund das zu bestellende Feld mit Bauer und Pferd, die spätsommerlich gebundenen Garben oder die schneebedeckten, winterlichen Ackerfurchen – immer vor der hintergründigen Industriekulisse – finden sich auch in Holtappels Bildrepertoire. Der Reiz der Gegensätze von Natur und Industrie, der schon Maler und Zeichner des 19. Jahrhunderts in seinen Bann gezogen hatte, erfasste auch die Fotografen des 20. Jahrhunderts.

Wie der am 8. Mai 2020 gestorbene Kunsthistoriker, Film- und Fotoexperte sowie Fotosammler Wilfried Wiegand (*1937) konstatierte, sei die Fotografie grundsätzlich aus dem Reiz der Romantik zu verstehen, sie sei das Mittel der Erinnerung, und zwar nicht nur beim Rezipienten, sondern bereits beim Fotografen selbst. Es sei die Erinnerung an einen Augenblick der Perfektion, den der Fotokünstler (so wie Wiegand stets von „Fotokunst“ sprach) in der Wirklichkeit festzuhalten suche.

Seit Einführung der Fotografie im 19. Jahrhundert gab es einen Dialog zwischen ihr – die einen eigenen Bildkosmos und eine Ästhetik entwickelt hatte – und der Malerei, die ihrerseits von der Fotografie beeinflusst wurde. Obwohl die ersten Fotografen ausgebildete Maler waren und die Bildkompositionen ihrer Fotografien häufig neue ästhetische Impulse für die Malerei lieferten, wurde die Fotografie bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts oftmals als sogenannte „Maschinenkunst“ herabgewürdigt. Bilder, die der

Maler selbst erschaffen könne, müsse der Fotograf erst suchen und finden, darum sei es nicht verwunderlich, dass die Malerei in ihren Motiven sowie in ihrer ästhetischen Aussage Vorbild für viele Fotografen war – man denke nur an den Piktoralismus um 1900. Wie kaum ein anderes Medium hat die Fotografie die künstlerische Wahrnehmung geprägt und somit prägnante Veränderungen in der bildenden Kunst bewirkt.

Das Nebeneinander agrarischer und industrieller Nutzung des Landes ist im Ruhrgebiet kein Gegensatz. So gehören die „verdichtete Industrielandschaft und das ländliche Idyll“ in der Erinnerung und im heutigen Bild des Reviers als Einheit zusammen. Laut Stefanie Grebe war Holtappel in der Lage, „sich im Ruhrgebiet mit den hochkomplexen urbanen Räumen, mit ihrer Verschränkung von Industrie und Wohnen, städtischer Verdichtung und Freiflächen“ fotografisch auseinanderzusetzen, wobei ihm in seiner Landschaftsfotografie durchaus eine idyllische Bildkomposition nichtstädtischer Räume gelang.

Als Rudolf Holtappel 1960 nach Oberhausen zog, wurde er im Revier zum Einheimischen, der es von der Innensicht her erlebte und darstellte, anders als die meisten anderen in diesem Beitrag genannten Fotokünstler, die nur Stippvisiten an der Ruhr gaben. Er fängt mit seinem Fotoapparat mit viel Gespür das atmosphärische Leben ihres Alltags ein – und zwar nicht nur ihre Arbeitswelt, sondern auch die Freizeit: der Marktbesuch oder der Einkaufsbummel der Hutliebhaberin, der Musikfreund beim Ausschauen von Klassik-Langspielplatten, der gemütliche Kneipenbesuch, der Plausch am „Büchchen“ oder im Schrebergarten. Es ist das Treffen der Brieftaubenzüchter mit den „Rennpferden des Bergmanns“, der Besuch der Kirmees sowie von Sport- und Kulturveranstaltungen, vor allem aber der „Sonntagsspaziergang“. Manche Bilder erwecken den Eindruck des rein Zufälligen. Bei anderen wartet Holtappel geduldig auf den richtigen Moment, um den bereits ins Objektiv gefassten Hintergrund mit dem „Objekt seiner Begierde“ zu verschmelzen. Wieder andere ins Visier genommene Personen wissen um ihre Beobachtung und setzen sich in Szene – jedoch sehr verhalten und zurückgenommen, wie der „Fördermaschinist der Zeche Alstaden in Oberhausen“ (1961) (Abb. 7). Doch alle Bilder zeugen von Holtappels Offenheit dem Abgebildeten gegenüber und von seinem Respekt – hin und wieder mit Humor und Witz „gewürzt“, aber immer geprägt von der Wertschätzung der abgelichteten Person und seiner humanistischen Grundeinstellung, sodass sich beim „eingeweihten“ Rezipienten eine Identifikation und ein Gefühl von „Heimat“ einstellen kann.



Abb. 7: Fördermaschinist, Zeche Alstaden, Oberhausen, 1961. (© Rudolf Holtappel, Nachlass Ludwiggalerie Schloss Oberhausen)

Die umfangreiche Werkschau von mehr als 200 Arbeiten Holtappels stellt eine ambitionierte Zwischenbilanz der nun zweijährigen Beschäftigung der Kuratorin Miriam Hüning mit dessen Nachlass dar. Zwei weitere Jahre wurden ihr für dieses Projekt gesichert. So werden mit großem Interesse ergänzende neue Informationen und Fakten zu Holtappels Vita sowie zur aktuellen Rezeption und Einordnung seines Werkes als Chronist des Ruhrgebietes erwartet werden können.

Rudolf Holtappel – Die Zukunft hat schon begonnen

Ruhrgebietschronist
Theaterdokumentarist
Warenhausfotograf
Eine fotografische Werkschau von 1950-2013 bis 6. September 2020
Ludwiggalerie Schloss Oberhausen
Konrad-Adenauer-Allee 46
46049 Oberhausen
www.ludwiggalerie.de

Miriam Hüning/Christine Vogt (Hg.):
Rudolf Holtappel –
Die Zukunft hat schon begonnen –
Ruhrgebietschronist, Theaterdokumentarist,
Warenhausfotograf –
Eine fotografische Werkschau von 1950-2013
Dortmund, Verlag Kettler 2020
(272 S., über 200 Fotos überwiegend schwarz-
weiß, ISBN 978-3-86206-815-9), 29,80 €

Dr.-Ing. Eckart Pasche, Willich